

Das Burgfräulein.

Roman von Friedrich Friedrich.

(7. Fortsetzung.)

„Am Eingange des Waldes. Sie können ihnen ausweichen, wenn Sie sich rechts wenden, es ist freilich ein Umweg.“

„Einige Minuten lang war Albert noch zweifelhaft, ob er den Rath befolgen sollte; nur der Gedanke, daß er ohne jede Waffe war, bestimmte ihn, die Warnung nicht zu verachten. „Würdet Ihr mich begleiten?“ fragte er dann.“

„Ja, wenn Sie es wünschen, obwohl schon Ihnen auf diesem Wege keine Gefahr droht“, erwiderte der Arbeiter. „Ich wünsche es nicht aus Furcht“, bemerkte Renno, und er sprach die Wahrheit; „kommt also“, fügte er hinzu, indem er weiter schritt und die angegebene Richtung nach rechts einschlug.“

Sollte Carlsson ihn wirklich nicht gewarnt haben, um eine Gemaltheit zu verüben, die allerdings auf die Arbeiter selbst am schwersten zurückfallen mußte und nicht geeignet war, ihr Interesse zu fördern? Hatte er noch ein besonderes Interesse zu fördern? Hatte er noch ein besonderes Interesse dabei? Suchte er vielleicht nur die Pläne von Heß, der sicherlich bei denen war, die sich an ihm rächen wollten, zu durchkreuzen und zu verhindern? Diese Fragen schossen durch seinen Kopf hin.

„Heß gehört wohl auch zu denen, die sich an mir rächen wollen?“ fragte er seinen Begleiter.

„Ich werde diesen Namen nennen!“ entgegnete dieser ruhig und bestimmend. „Das Vorhaben bleibt unausgeführt, es würde mir lieb sein, wenn Sie nicht weiter nachforschen wollten. Die Aufregung würde dadurch nur gesteigert werden, und ich möchte dadurch nicht in den Verdacht kommen, daß ich eine andere Absicht gehabt hätte, als ich wirklich habe.“

„Gut, ich werde nicht weiter nachforschen“, bemerkte Renno. Der Mann interessierte ihn immer mehr, denn er vermochte nicht zu fassen, daß er nicht auch ihm feindselig gelonnen sein sollte. Da ja auch seine Forderung zurückgewiesen war. „Ihr seid dort unten im Tale wohnhaft?“ fragte er, nachdem sie eine Zeitlang schweigend neben einander hingeschritten waren.

„Ja, indessen erst seit kurzer Zeit.“

„Sind Ihr dort nicht geboren?“

„Nein.“

„Wo seid Ihr dabeim?“

„Oben im Gebirge.“

Renno ging langsamer; er schwoh einen Augenblick und trat näher an Carlsson heran, als ob er dessen Worte deutlicher vernehmen wollte.

„Wie heißt der Ort, indem Ihr geboren seid?“ fragte er und seine Stimme schien leise zu werden.

„Waldhülse — es ist ein kleiner Ort“, gab Carlsson zur Antwort.

Wieder schwoh Renno. „Weshalb seid Ihr nicht dort geblieben?“ forschte er nach einer Weile weiter.

„Es wurde mir schwer, dort Arbeit zu finden, der Lohn war zu gering, ich konnte nicht mehr davon leben, da ich noch eine alte Mutter zu ernähren habe.“

„Und wo ist Eure Mutter jetzt?“

„Sie wohnt jetzt auch unten im Dorfe bei mir; als ich hier eine lohnendere Arbeit fand, ließ ich sie nachkommen.“

„Lebt Euer Vater nicht mehr?“

„Ich weiß es nicht, glaube es indes sen kaum.“

„Ihr wißt es nicht?“

„Nein, mein Vater ist vor langen Jahren nach Amerika gegangen; wir haben nichts wieder von ihm gehört; es ist wohl durch Briefe Anderer die Nachricht zu uns gekommen, daß er dort gestorben sei, bestimmt haben wir es nie erfahren.“

„Weshalb ist Euer Vater fortgegangen?“ fragte er nach einer Weile.

„Ich weiß nur das, was ich von meiner Mutter und von anderen Leuten darüber gehört habe, denn ich selbst war noch klein, ich sah sie erst wenige Jahre. Es ging meinem Vater nicht gut, er hatte sich den Trunk angewöhnt und war immer mehr zurückgekommen. Er besaß ein kleines Grundstück, welches indessen sehr verschuldet war; da verkaufte er dasselbe und als er noch eine geringe Summe heraus bekam, ging er damit nach Amerika. Es war einige Jahre zuvor ein Bekannter von ihm dorthin gegangen, dem es dort gelangt war, er hoffte dasselbe; es scheint ihm indessen nicht so gut ergangen zu sein, sonst hätte er sicherlich von sich hören lassen.“

„Sind er allein nach Amerika?“

„Nein, ich hatte einen älteren Bruder, er war damals sechzehn Jahre, — den nahm er mit sich.“

„Ihr habt Euren Bruder getannt?“

„Ich habe nur noch eine dunkle Erinnerung an ihn und weiß nur, daß er meiner Mutter viel Sorgen machte, da er meinem Vater nacharbeitete und zur Arbeit wenig Lust hatte.“

„Habt Ihr von dem Bruder nie wieder etwas gehört?“

„Nein.“

„Ist Albert Renno eine Zeit lang schweigend dahin; seine Brust holte tiefer und schwerer Athem, der Weg schien ihn zu ermüden; er stand sogar

einige Male still, um sich zu erholen.

„Ich habe Euch als Führer der Arbeiter-Deputation heute die Forderung eines höheren Lohnes abge schlagen“, sprach er dann; „Euch will ich dieselbe gewähren, Ihr könnt bei mir weiter arbeiten.“

„Ich kann es nicht“, gab Carlsson zur Antwort.

„Und weshalb nicht?“

„Meine Kameraden würden mich für einen Verräter halten; schon gestern Abend ist mir dieser Vorwurf gemacht worden, als ich für eine mildere Fassung des Beschlusses auftrat.“

„Ihr wißt ja, daß Ihr es nicht seid.“

„Ich will auch nicht, daß der Schein mich trifft!“

„Habt Ihr bereits andere Arbeit gefunden?“

„Nein.“

„Und doch wollt Ihr mein Anerbieten nicht annehmen? Glaubt Ihr, Eure Kameraden würden einen Großen für Euch geben, wenn es Euch schlecht erginge? Was kümmert Euch ein Verdacht, von dem Ihr am besten wißt, daß er unbegründet ist? Geht Euren eigenen Weg und kümmert Euch nicht um Andere! Ich bin älter als Ihr und habe reichere Erfahrungen; wer sich um die Interessen Anderer kümmert, verliert die eigenen aus den Augen und kommt wenig weiter; denkt nicht an Andere, sondern an Euch selbst.“

Carlsson schwieg und schien zu überlegen; es lag Wahrheit in Albert Renno's Worten, und doch konnte er ihnen nicht beistimmen. „Ich kann Ihr Anerbieten nicht annehmen!“ entgegnete er.

Renno stand still, die Weigerung des Mannes ärgerte ihn; sollte sein Wille an dem Eigensinne desselben scheitern?

„Ihr seid ein Thor!“ rief er; „nun, ich werde Euch die Stelle eines Aufsehers geben, Ihr braucht dann weniger zu arbeiten und verdient mehr als dreimal soviel wie bisher.“

Carlsson schwieg.

„Ist Euch dies noch nicht genug?“

„Ihr scheint Eure Ansprüche sehr hoch gestellt zu haben“, sprach Albert.

„Das ist es nicht“, gab Carlsson zur Antwort.

„Ihr habt mir gesagt, daß Eure alte Mutter bei Euch wohne“, fuhr Renno fort; „ist es Euch gleichgültig, ob Ihr derselben ein angenehmeres und leichteres Leben bereitet? — Was kümmert es Euch, wie Andere über Euch denken, wenn Ihr Euch ohne Schuld fühlt? Haben sie einen Verdacht auf Euch geworfen, so werden sie doch an demselben festhalten!“

Renno hatte den Punkt berührt, durch welchen Carlsson am leichtesten zu bewegen war — die Liebe zu seiner Mutter; sein Herz hing an der alten Frau, die so wenige sonnige Tage in ihrem Leben gehabt hatte.

„Ich nehme Ihr Anerbieten an“, erwiderte er.

„Gut, dann kommt morgen früh zu mir, Ihr könnt sofort Eure neue Stellung antreten“, sprach Renno.

„Wollten Sie nicht auch die übrigen Arbeiter wieder annehmen?“ fragte Carlsson.

„Nein!“

„Sie werden für den bisherigen Lohn weiter arbeiten.“

„Und wenn sie mit der Hälfte dieses Lohnes zufrieden sein würden, so werden sie nie wieder Arbeit bei mir bekommen. Ich bin nicht gewöhnt, mich zu etwas zwingen zu lassen, wo ich keine Verpflichtung habe; Ihr seht, daß ich freiwillig gern Zugeständnisse mache. Außerdem habe ich bereits Sorge getragen, daß mir in wenigen Tagen hinreichende Arbeiter zur Verfügung stehen.“

Carlsson schwieg. Sie hatten den Wald erreicht und schritten still neben einander; das alte Jagdschloß, die Wohnung Renno's war nicht mehr fern.

„So, nun kehrt zurück, hier habe ich nichts mehr zu befürchten“, sprach Renno; „hier ist mein Eigenthum und auf einen Ruf von mir würden meine Diener in wenigen Minuten bei Stelle sein; Ihr habt mit einem Dienste geleistet und ich bin nicht gewöhnt, einen solchen umsonst anzunehmen. Hier!“

Er reichte Carlsson ein Geldstück.

Carlsson ärgerte, es anzunehmen; er hatte es nicht deshalb gethan“, bemerkte er.

„Um so ruhiger könnt Ihr annehmen, was ich Euch gebe.“

Carlsson nahm das Geld und entfernte sich.

Renno stand still, er vernahm die Schritte weiter und weiter entfernenden Schritte des Mannes und seine Brust schloß sich schwerer auf; er konnte nicht den Zwang, den er sich hatte auferlegen müssen, abschütteln und seinem aufgeregten Blute freien Lauf lassen. Einen Augenblick lang preßte er die Hand auf die Stirn, um Ruhe zu gewinnen und das aufgeregte Blut zu beruhigen.

Was das, was er soeben gehört hatte, nur ein Traum oder war es Wahrheit? — Seinen kühnen Plänen, sollte ein Hinderniß entgegen treten, an wel-

ches er nicht gedacht hatte und an dem Alles scheitern mußte. Es sollte und durfte nicht scheitern! — Erbittert ballte er die Rechte und hob sie drohend empor, dann eilte er zu dem alten Jagdschloße.

„Ein alter Diener empfing ihn und leuchtete ihm in sein Zimmer, an der Thür blieb er stehen, um die Befehle seines Herrn zu erwarten.“

„Geh, ich will allein sein!“ rief Renno; „Niemand soll mich stören!“

Der Diener entfernte sich schweigend.

Ereget Schritt Renno im Zimmer auf und ab, seine blassen Wangen schienen noch bleicher geworden zu sein. Der Mann, der ihn vor den Arbeitern gewarnt, — der ihn über die Hochbede begleitet hatte, — war sein Bruder! Diese Entdeckung unterlag keinem Zweifel mehr. In Waldhülse, oben im Gebirge war er geboren, sein Name war Carlsson. Als sechzehnjähriger Bürde war er mit seinem Vater nach Amerika gegangen und Alles, was er dort in der langen Reihe der Jahre durchlebt und erlitten, flieg vor seinem Geiste auf. Sein Vater war in Amerika bald gestorben; allein und verlassen hatte er in dem fremden Lande dagestanden; die Roth hatte ihn zur Arbeit gezwungen, zu der er in der Heimath so wenig Lust gehabt. Unendlich viel hatte er gelitten, auf den verschiedensten Gebieten sich versucht, und seine Jahre hatten sich endlich durchgerungen. Nach unsagbaren Mühen hatte er das Glück endlich gezwungen, ihm zu dienen, und er war reich geworden.

In dem langen und schweren Kampfe hatte er längst vergessen, daß auch er einst eine Heimath gehabt, in ihm hatte er gelernt, denn auch er hatte kein's gefunden, als es ihm schlecht erging. Er verachtete dieses Gefühl als eine thörichte Schwäche; es würde ihn nicht gekümmert haben, wenn Funken zu Grund gegangen wären, wenn er dadurch sein Ziel erreicht hätte; er hatte die Menschen berathen gelernt, weil er vor sich selbst die Achtung mehr besaß. Wozu bedurfte er derselben; er war ja reich!

— Er hatte ein Gefühl der Genugthuung darin gefunden, Andere entgelten zu lassen, was er selbst gelitten, — glücklich hatte er sich jedoch nicht gefühlt!

Er hatte keine großen Besitzungen in Amerika verkauft und war ruhelos umhergewandert; dann war er nach Europa zurückgekehrt, nicht weil er sich danach sehnte oder weil ein Gefühl des Heimwehs in ihm aufgewacht war, sondern nur, weil er des rastlosen Lebens und Treibens in Amerika überdrüssig geworden war. Fast gegen seinen Willen hatte es ihn in die Gegend getrieben, in der er geboren war, und dort hatte er sich angekauft. An seine Mutter, an den jüngeren Bruder hatte er kaum gedacht; in Roth waren sie zurückgeblieben und er glaubte, daß sie längst verstorben und gestorben seien. Er hatte nicht nachgeforscht; wozu auch? Für ihn gab es keine Verwandten mehr, er stand allein und wollte allein stehen. Um von Niemand erkannt zu werden, um mit einer ganzen Vergangenheit zu brechen, hatte er einen anderen Namen angenommen.

Wer konnte in dem reichen Mann den armen Knaben wieder erkennen, der einst nach Amerika gegangen war? — Ohne Besorgniß würde er sein Heimathsdorf wieder aufgesucht haben, wenn er Verlangen darnach empfunden hätte.

Und nun hatte ihm das Glück so ungemerkt seinen eigenen Bruder entgegengeführt! Seine Mutter lebte kaum eine Stunde entfernt; in kurzer Zeit konnte er sie erreichen; das Bild derselben, welches er längst vergessen zu haben wähnte, flieg in seiner Erinnerung wieder empor — ein bleiches Bild, mit stillen, duldbenen Augen; er erinnerte sich des kleinen ärmlichen Hauses, in dem sie gewohnt hatte.

Einen Augenblick lang war es, als ob diese Erinnerung eine weiche Empfindung, ein Gefühl des Heimwehs und der Sehnsucht in ihm wachriefe, dann drängte er dasselbe gewaltsam von sich. Es war eine Thorheit! Wozu sollte dieselbe führen? Sollten durch sie vielleicht seine Pläne scheitern? — Dürfte er hoffen, daß Eva je die Seinige werde, wenn sie erfuhr, daß er der Sohn eines armen Holzhauers im Gebirge war? — Er wollte sie eringen und sollte er Mutter und Bruder deshalb zum Opfer bringen!

„Ich habe keine Mutter und keinen Bruder mehr!“ rief er halblaut; „seit fast dreißig Jahren besitze ich sie nicht mehr — und nun sollten sie mir entgegen treten — wir sind getrennt für immer!“

Und doch beschlich ihn ein Gefühl der Besorgniß, daß er erkannt werden könne. Weshalb hatte Carlsson ihn gemannt? — Konnte in demselben nicht eine Ahnung, daß er sein Bruder sei, aufgestiegen sein? — Er schritt an dem Spiegel vorüber und sein Bild fiel zufällig in denselben; betroffen blieb er stehen. Hatten Carlsson's Züge nicht mit den feinen Zügen Bernadotte's und Aelbäckers? — Konnte nicht das Auge seiner Mutter ihn wieder erkennen? — Er hatte ja so oft von der wunderbaren Schärfe des Mutterauges erzählt hören!

Sein Auge blickte fast vor sich hin, auf seine Stirn traten Schweiß tropfen, der Gedanke, daß ihm eine geheimer, räthselhafte Macht gegenüberstehe, gegen welche er vergebens ringe, erfaßte ihn und beengte seine Brust. Unwillkürlich fuhr seine Rechte über

die Stirn hin; dann richtete er sich empor und sein Auge leuchtete unheimlich.

„Nein — nein! Es ist Thorheit!“ rief er; „es sind Märschen, mit denen man Kinder schreckt, mich nicht! Ich werde ihnen die Stirn bieten und sie verachten, — ich will mich frei halten von solchen Schwächen! — Wer kann auf treten und sagen, daß ich der Bruder des Menschen bin? — Sind in meinem Gesicht noch die Züge des Knaben zu erkennen? — Die glühende Sonne America's hat es gebräunt. Und wenn Carlsson selbst als mein Bruder aufträte? — Dann wehe ihm! Wehe ihm, wenn er meinen Wünschen sich hindernd in den Weg stellt! Er ist mir ein Fremder — mehr nicht, denn ich habe keinen Bruder und keine Mutter mehr!“

Sechstes Kapitel.

Carlsson trat am folgenden Morgen seine neue Stellung bei Renno an; es waren nur wenige Arbeiter vorhanden und unter diesen herrschte eine gedrückte Stimmung. Das grobartig angelegte Unternehmen erschien wie verdolet; was vermochten auch die wenigen Arme auszurichten, um es zu fördern, und dies Gefühl schien sich wie lähmend auf die Arbeiter zu legen.

Es kam aber noch ein anderer Umstand hinzu, der sie verstimmt. Heß hatte schon am Morgen, als sie sich zur Arbeit begaben, mit mehreren aufgeregten Männern sie fast mit Gewalt zurückhalten wollen; vor Allem hatte sich sein Groll gegen Carlsson gerichtet, den er auf's Neue einen Verräter nannte.

Am Abend begab sich Carlsson in die Dorfstraße, um zu hören, wie man über ihn urtheile. Eine Anzahl Männer, welche noch keine Arbeit wieder gefunden hatten, saßen dort und blickten auf ihn, als er eintrat. Ohne Furcht zu zeigen setzte er sich allein an einen Tisch; er wollte den Männern beweisen, daß er kein Verräter war, denn wenn er es gewesen wäre, so würde er nicht den Mut gehabt haben, unter sie zu treten. Man ließ ihn in Ruhe, aber kein Einziger richtete ein Wort an ihn.

Es war spät, als er endlich heimkehrte. Langsam schritt er über die Straße dahin, nur in wenigen Häusern war noch Licht; er war verstimmt, denn erst jetzt sah er ein, wie viel er für die Stellung als Aufseher eingebüßt hatte. Das Vertrauen, mit welchem die Arbeiter stets auf ihn geblickt, hatte er verloren, sie hielten ihn für einen Verräter und doch konnte er nichts thun, um diesen Verdacht zu entkräften. Was nützte das Gefühl seiner Unschuld, wenn Andere nicht daran glaubten!

Langsam, in Gedanken versunken, näherte er sich dem Hause, in welchem seine Mutter wohnte. Ein schwaches Licht schimmerte ihm aus demselben entgegen; er wußte, daß sie ihn erwartete und vor seiner Heimkehr sich nicht zur Ruhe legte. Glitt nicht außen eine Gestalt an dem Fenster vorüber? Er war kaum noch fünfzig Schritte entfernt und konnte sich nicht geirrt haben. Jetzt sah er die Gestalt wieder, sie war an das Fenster getreten und blickte durch dasselbe in das Zimmer; er dachte an Heß; vielleicht lauerte ihm dieser auf und wollte sich zuvor überzeugen, ob er dabeim sei.

Ueberlegend stand er still. Was hatte er dem Manne gethan, daß er ihn mit solchem Hass verfolgte? Auch in ihm gabte die Erbitterung, er wollte ihm nicht ausweichen, mochte schließlich daraus entstehen, was wollte!

Der Stod, den er trug, fester mit der Rechten umfassend, auf einen Angriff vorbereitet, schritt er auf das Haus zu. Noch immer stand die dunkle Gestalt in dem kleinen Garten, der sich vor dem Hause befand, vor dem Fenster. Als er durch die Thür des Gartens trat, schien die Gestalt seine Schritte zu vernehmen, denn hastig wandte sie sich um, sie sah ihn, allein anstatt ihm entgegenzutreten, entfloß sie schnell um die Ecke des Hauses. Er sprang ihr nach, um sie einzuholen, er traf sie, als sie im Begriff war, über die niedrige Einfriedung zu springen, schon wollte er den Arm ausstrecken, um sie zu erfassen und zurückzuhalten, da erkannte er sie, — es war Albert Renno!

Betroffen blieb Carlsson stehen, — der Mann bemühte dies, um über die Einfriedung zu springen und sich hastig zu entfernen. Ueberreicht blickte er ihm nach. Was hatte Renno hier zu suchen? — Welcher Grund konnte ihn hierhergeführt haben? Wohl hatte er den Rothgängen emporgeschlagen und die Mühle tief in das Gesicht gedrückt, um nicht erkannt zu werden, dennoch war Carlsson nicht im Zweifel, daß der Fremde es gewesen war; er hatte die leuchtenden Augen desselben und die Gesichtszüge zu deutlich gesehen. Es war auch seine große, schlanke Gestalt.

Aufgeregt betrat er das Haus und das Zimmer seiner Mutter, welche ruhig an Spinnroden saß und langsam zu ihm aufblickte. „Mutter, ist Niemand hier gewesen?“ fragte er.

Die Alte blickte den Sohn fragend an. „Wer sollte hier gewesen sein?“

„Wer ist es? Du weißt, daß ich hier fast Niemand kenne, wer kümmert sich auch um eine alte, arme Frau.“

Ereget schritt Carlsson im Zimmer auf und ab. Das Auge seiner Mutter folgte ihm; sie begriff seine Frage und Aufregung nicht. „Wie kommt Du zu der Frage, Heinrich?“ fragte sie.

Carlsson schien ihre Worte kaum zu vernehmen, er antwortete nicht darauf; endlich blieb er vor ihr stehen.

„Weißt Du, wer soeben, als ich heimkehrte, im Garten stand und hier durch das Fenster blickte?“ fragte er.

„Die Alte schüttelte mit dem Kopfe, sie hatte keine Ahnung davon.“

„Herr Renno war es!“ fuhr er fort; „er floh, als er mich bemerkte, er sprang über die Einfriedung, ich habe ihn jedoch erkannt.“

„Ungläubig bewegte die Alte den Kopf. „Wie sollte der reiche Mann hierherkommen!“ entgegnete sie; „was sollte er hier suchen? — Du hast Dich geirrt, Heinrich, es ist draußen dunkel.“

„Ich habe ihn deutlich erkannt!“ rief Carlsson; „ich kenne das Glänzen seines Auges — es war keine große, schlanke Gestalt; er stand hier am Fenster und blickte in das Zimmer.“

„Was sollte er hier suchen?“ wiederholte die Alte. „Und wenn er es gewesen wäre, hätte er nötig gehabt, vor Dir zu fliehen?“

Carlsson vermochte darauf keine Antwort zu geben, alle Einwürfe seiner Mutter waren indessen nicht im Stande, die Ueberzeugung, daß er Renno gesehen hatte, zu erschüttern. Ihn beruhigte nur der eine Gedanke, daß Renno ihm am folgenden Tage sicherlich selbst Aufklärung geben würde, weshalb er in das Zimmer seiner Mutter geblieben war.

Erwartungsvoll begab er sich am andern Morgen zur Arbeit, ungeduldig harrete er, bis Renno sich sehen ließ; die verschiedenartigsten Vermuthungen waren in ihm aufgestiegen. Sollte Renno sich haben überzeugen wollen, ob seine Erzählung auch wahr sei? — Wollte er ihn beobachten? — Wie kam er dazu, ein solches Interesse an ihm zu nehmen? — Endlich kam der Amerikaner und schien auf ihn zuzuschreiten, unwillkürlich ließ er die Schaufel fallen und richtete sich empor. Renno schritt jedoch an ihm vorüber, ohne mehr als einen flüchtigen Blick auf ihn zu werfen; er erwiderte nicht einmal seinen Gruß. Sollte er sich dennoch am Abend zuvor geirrt haben?

Carlsson kam an diesem Tage wenig dazu, um über das Geschehene nachzudenken, denn eine große Anzahl neuer Arbeiter langten an und als Aufseher mußte er ihnen die Arbeit zuweisen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Insel Curacao.

Das kleine niederländische Eiland, in unmittelbarer Nähe Venezuelas gelegen, ist durch den in jüngster Zeit zwischen den Niederlanden und Venezuela ausgebrochenen Konflikt in den Vordergrund des Interesses gerückt.

Die Insel Curacao, im Jahre 1634 von den Holländern im Kriege mit Spanien erobert und ihnen durch den Frieden von Westfalen zugesprochen, ist die größte der niederländischen Antillen, hat eine Bevölkerung von ungefähr 32,000 Seelen. Sie besitzt einen prächtigen natürlichen Hafen, der sehr tief ist und den größten Flotten Platz bietet. Dies, in Verbindung mit der günstigen Lage — einer Lage, die noch gewinnen wird, wenn erst einmal der Panama-Kanal fertiggestellt ist und Curacao eine Station für diejenigen Schiffe werden kann, die diesen neuen Weltverkehrsweg benutzen — verspricht der kleinen holländischen Besitzung eine prächtige Zukunft, wenn zeitig gute Maßregeln getroffen und mit freigebiger Hand diejenigen Einrichtungen geschaffen werden, die ein Hafen haben muß, um der Konkurrenz mit Erfolg im Weltverkehr begegnen zu können. Ist nun auch Willemstad noch nicht der Welt-hafen, wie die Curacaoner ihn in ihren Zukunfts träumen sehen, eine lebhafteste Hafenstadt ist es wohl, namentlich gerade durch den Verkehr mit Venezuela.

Unter dem niederländischen Theil der Bevölkerung sind viele Geschlechter, die schon Jahrhunderte auf der Insel ansässig sind. Von der Gesamtbevölkerung sind nur 400 Seelen in den Niederlanden und 900 in anderen Ländern, namentlich Venezuela, geboren. Doch trotz dem eine einheimische Aristokratie, eine bleibende Bevölkerung von Weissen entstanden ist, die in dem doch unendlich größeren holländischen Ostindien fehlt, weist auf ein der Gesundheit der Europäer sehr zu-tragliches Klima hin. In der That bezeichnet denn auch das Wort curacao im Portugiesischen Genesung. Fortwährend weht dort ein frischer Nordost-Passat; nie kann man vor nicht vertheilbarem Fenster sitzen und die Schreie, denn regelmäßig wehen die Papiere fort. Warm ist es natürlich auf Curacao, die Atmosphäre ist aber frisch und ohne den Wasserdampf, der an Plätzen wie Calou, Mozambique und Sorabaya den Weissen bedrückt. Ohne viel Schweren, ja mit Vergnügen, kann man die ersten Nachmittagsstunden ausgeschaltet, Wanderrunden von vielen Stunden hintereinander unternehmen. Schon durch die Zuträglichkeit seines Klimas für Weiße bildet Curacao einen unerschöpflichen Reiz.

Landbau und Viehzucht, früher zur Zeit der Sklaverei noch blühend, sind gegenwärtig von geringerer Bedeutung geworden, nachdem die Unabhängigkeit von Venezuela und Kolumbien die Entwicklung eines lebendigen Handels- und Schiffsverkehrs ange-regt hat. In den letzten Jahren sind

aber kräftige Versuche unternommen worden, den Landbau wieder zu heben und ihm den ihm zukommenden Platz in der ökonomischen Entwicklung der Insel anzuweisen.

Außerdem fehlt es den Curacaonern an Umgang mit anderen Nationalitäten, d. h. mit solchen, die nicht wie die Venezolaner und Kolumbier hinter ihnen zurückstehen, sondern von denen sie lernen können. Die große Liebeshierarchie der Curacaoner, ja der Zauber, der von ihnen ausgeht, kann nicht vergehen, mochten, daß fortgesetzte Verbleib von Geschlecht auf Geschlecht auf einer ganz kleinen Insel nur selten in die Lage versetzt, neue Zustände, neue Einkünfte zu schaffen. So soll nicht verschwiegen werden, daß das elektrische Licht, die Trambahn, die Eisfabrik — somit die modernen Einrichtungen der Stadt — einem Fremden, dem amerikanischen Consul Smith, zu danken sind. Er ist es auch gewesen, der 1888 die nach Königin Emma benannte Schiffsbrücke gebaut hat, die die Häfen erstreckte und die Herzader des Verkehrs von Willemstad erworben ist; eine niederländische Gesellschaft hat dann die Brücke von ihm gekauft. Junges frisches Blut aus dem holländischen Mutterland und auch anderswo her wird Curacao auf sich, wie umgekehrt auch der Aufenthalt von Curacaonern in Niederland für beide Parteien nützlich und auch angenehm sein würde.

Auch der holländische Handelsstand kann der Insel helfen. Bisher küm-merte er sich um diese Colonie nur wenig. Die Gelegenheit gegenständlichen Verkehrs, durch den Westindischen Postdienst bequem und zweckent-sprechend geboten, haben nur einige holländische Firmen aufgenommen, um-gekehrt aber erhalten deutsche Dampfer auf Curacao mehr Labung als eine holländische Linie. Warum? Weil die Curacaonischen Kaufleute ihren Handel mit Europa vornehmlich durch Vermittelung Hamburgischer Häuser betreiben. Infolgedessen senden sie ihre Söhne auf deutsche Handels-schulen.

Sicherlich, der Handel blüht auf Curacao nicht, aber doch ist er darum keineswegs. Im Jahre 1904 liefen nach dem Kolonialbericht nicht weniger als 1367 Schiffe in den Hafen von Curacao ein, mit einem durchschnittlichen Inhalt von 429 Reg.-Tonnen. Zahlen, die auf seinen geringen Verkehr deuten. Mehr als 6000 Reisende wurden mit diesen Fahrzeugen hierhergebracht. Täglich fahren kleine Segelschiffe nach den beiden anderen niederländischen Inseln unter dem Winde, Aruba und Bonaire, die damit in einem Tag erreicht werden. Mit den Inseln über dem Winde, St. Eustatius, St. Martin und Saba, ist Curacao wohnlich verbunden durch den Pakteschoner Van den Bronhof, ferner durch die deutsche und die englische Linie; diese Reize nimmt eben eine Woche in Anspruch. Mit Kolumbien wird noch stark Handel getrieben, der immer dann aufblüht, sobald die Umwälzungen dort einen Augenblick ruhen. Der Handel folgt der Flagge: Curacaonische Kaufleute haben sich an einer Anzahl von Plätzen in Kolumbien wie in Venezuela angesiedelt und nehmen jede Gelegenheit wahr, Geschäfte mit ihren Verbindungen und Familienmitgliedern auf Curacao zu machen. Haben sie es zu einigem Wohlstand gebracht, kehren sie auf ihre Insel zurück.

Eine Möglichkeit großen Aufblühens eröffnet, wie schon gesagt, der Durchbruch der Landenge von Panama, vor allem, wenn Curacao zeitig bereit ist mit einem ordentlichen Trocken-dock und Einrichtungen, um in kürzester Zeit Kohlen und Trinkwasser u. s. w. einzunehmen. Auch dem kleinen Landbau winkt dann ein vortheilhafter Abgang.

Es ist fürchtbar traurig, wenn man im März in den April gehend wird, und man sieht an einem Maiabend sein Liebchen Julie mit einem Augustherum spazieren.

England übt gegenwärtig das Kunststück, gleichzeitig nach zwei Pfeifen zu tanzen. Am Balkan tanzt es nach Wä-terschen Pfeife und in Marokko läßt es sich von der schönen Marianne aufspie-len.

Nachdem die New York World eine sehr sorgfältige Abschätzung der politischen Lage vorgenommen hat, spricht sie die klassische Wahrheit aus, daß das Ergebnis zweifelhaft ist. Um das zu sagen, braucht man keine Abschätzung vorzunehmen.

Ein Athlet in New York hat ein Mädchen auf \$20,000 Schadenersatz verklagt, weil sie ihn geküsst hatte. (Einen solchen Schaden hat sie ange-richtet? Da muß sie aber tüchtig zu-geschlagen haben.)

Lehrer: „Was versteht man unter über Nacht?“ — Schüler: „Eine Rede, nach der es einem übel wird.“

In nichts vertieft sich die große Menge lieber als ins — Oberflächliche.

Es ist leicht, den Haß, schwer die Liebe, am schwersten die Gleichgültigkeit zu verbergen.